

Halle'sche



Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 561. Halle, Freitag 30. November 1894. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernschreiben.)

Paris, 30. November. Der Reichskanzler Fürst Bismarck sprach telegraphisch den Wunsch aus, der Trauerfeier beizuwohnen.

Frankfurt a. M., 30. November. Der Hilfsstättenrat der holländischen Steuerfiskus wurde wegen eines Minderheitsbeschlusses am 29. November aufgelöst.

Karlsruhe, 30. November. Bezüglich der Mitteilung des „Vorwärts“, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Segmüller sein Mandat niedergelegt habe, ist mitzuteilen, daß weder an das Ministerium des Innern noch an das Staatsministerium eine derartige Kundgebung Segmüllers gelangt ist.

Nürnberg, 30. November. Gestern Abend fand hier eine sehr lebhaft besuchte sozialistische Parteiverammlung statt.

Wien, 30. November. Die Sozialdemokraten beschickten am Montag in 19 Bezirken von Wien Massenversammlungen und große Arbeiterdemonstration auf dem Ring und vor dem Parlament wegen der Wahlreform zu veranstalten.

Wetzlar, 30. November. Unter der Regie des Primas Baijari erdient ein neues katholisches Blatt, welches in dem heutigen ersten Artikel ausführlich in die Spaltung der ungarischen Katholiken seit dem Zerment der Wägung eingreift.

Paris, 30. November. Eine den Wägen zugestellte Note der „Agence Havas“ lautet: Gemäß den Berichten, welche die militärische Spionage behandelte, die fremden Botenposten und Gesandtschaften in Paris in diese Angelegenheit hineinzieht.

Paris, 30. November. Wie verlautet, erobert die deutsche Besatzung wegen der jüngsten Verhaftung, in welchen dieselbe mit den Spionageschaffern in Verbindung gebracht wurde, sehr ernste Vorstellungen bei der französischen Regierung.

Paris, 30. November. Nach hier vorliegenden Nachrichten aus Lima haben die Regierungstruppen die Insurgenten unter dem Sembrano geschlagen.

Rom, 30. November. Durch königlichen Befehl wird in 34 Gemeinden Calabriens die letzte Steuerquote auf Grund, Gebäude und gewöhnlichem Vermögen, in 34 Gemeinden, die Gebäudesteuer auf unbestimmte Zeit gestundet.

Madrid, 30. November. In Folge eines Beschlusses in der Kammer schied der Kolonialminister Almagro dem ihn belagenden Republikaner Salmeron seine Ämter.

Rio de Janeiro, 30. November. Aufsehen der Nationalgarde und der Polizei kam es zu einem Zusammenstoß, wobei eine Person getödtet und 5 Personen verwundet wurden.

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser hatte zur gefälligen Abendtafel im Neuen Palais die Grafen von Hohenhausen und die Prinzessin Luotier benachrichtigt.

\* Bei gütlicher Witterung beabsichtigt der Kaiser, am nächsten Montag ein Uebungsmanöver mit der neu gebildeten 1. Panzerdivision vorzunehmen.

\* Der Kaiser hat die Verleihung der Maria Theresienkreuze in hundertfünfzig Fällen dem Fürsten Bismarck nach dem Norddeutschen Kanal bezieht, um der Einweihung der Hochbrücke bei Sennebogen beizuwohnen.

\* Wie verlautet, soll der Kaiser angeordnet haben, daß Fürst Bismarck bei der Schlüsselübergabe des neuen Reichstagesgebäudes nicht hinter den Mitgliedern des Kaiserlichen Hauses und unmittelbar vor dem Reichstagspräsidenten, die üblichen Hammeurteilung vollziehe.

\* Der Fürst von Bismarck nahm die Ministervorlage an. Die Präsidentenwahl im Reichstage wird in der zweiten Plenarsitzung vollzogen werden.

\* Die Wiederwahl des früheren Reichspräsidenten, von Leo von Caprivi, Dr. v. Hülsen hat dem Fürsten Bismarck am Mittwoch folgendes Telegramm zugesandt lassen:

„Seiner hochwichtigen langjährigen Verdienste feiernd den Ausdruck herzlichster Teilnahme an dem Hinsicht der treuen und unvergesslichen Lebensgenossin. Das Staatsministerium (Unterkanzler) Dr. v. Hülsen hat dem Fürsten Bismarck dafür seinen verbindlichen Dank ausgesprochen.“

\* Die Verhandlungen über die Reformen-Vorlage zwischen den Kommissaren des Reichstages, des Reichspräsidenten, des Reichstagspräsidenten und des preussischen Mi-

nisteriums für Handel und Gewerbe sind nach der Nordd. Allg. Ztg. nunmehr geschlossen.

Der Gegenwärtige ist in seiner Konstitution, zunächst in das preussische Staatsministerium. Wie sich dieses zu der Frage stellen wird, darüber ist einzuweisen nicht bekannt.

Nachdem das Staatsministerium, was bald der Fall sein wird, sich über den Entwurf schlüssig gemacht hat, geht die Vorlage an den Bundesrat und von dort an den Reichstag.

Es wird dem „Berl. Morgen-Courier“ zufolge, wie bereits telegraphisch gemeldet, die Einführung eines „Termingeschäftszereguliers“ sowohl für die Waaren — als die Effektenbörse in Vorschlag gebracht werden.

Die Vorlenquell-Kommission hatte ein solches Regler seiner Zeit nur für Waaren vorgeschlagen. Die Kommission der verbundenen Abteilungen sind aber der Meinung gewesen, nicht bloß das die Einführung eines Reglers für Waarenmarktgeschäfte, sondern auch die Einführung eines Reglers für Effektenmarktgeschäfte verlange, sondern auch daß Ersteres unthunbar wäre, wenn nicht zugleich das Zweite zur Einführung gelangte, da es sich hier wie dort um Waaren handelt.

\* Zur Angelegenheit der Oberenverwerksführer bezieht die „Straßb. Post“ die Angaben über die Auserkennung eines Termins für das Kriegsgericht als unrichtig. Ebenfalls ist dies mit den Nachrichten der Fall, welche durch die Presse, als ob bei dieser Gelegenheit ein ganz besonderes Gerichtsverfahren Platz greifen sollte, was aber nicht der Realität entspricht.

Der Reichstag hat die Militärstrafrechtsreform vom Jahre 1845 durchgeführt, so daß auch irgend welche Änderung auf die Gerichtsbarkeit und den Gerichtsstand nicht eintritt.

Die Aburteilung gehört der bürgerlichen Gerichtsbarkeit, in deren Bereich das Vergehen beangen ist: im vorliegenden Fall ist also, wie auch schon festgestellt war, der Gouverneur von Berlin, Generaloberst v. Rabe, der Gerichtsherr, welcher nach beendeter Voruntersuchung allein zu bestimmen hat, ob das kriegsgerichtliche Verfahren einzuleiten ist oder nicht, und dem allein auch das Recht der Bestätigung zusteht.

Bei dem gesamten Gerichtsverfahren gegen den Reichstagspräsidenten, nicht bloß bei dem Vorübergehenden, sondern auch in der Frage, wie die Wirkung hatte sich lediglich auf die Unterbringung der Angeklagten zu beschränken. Es findet nur ein einziges gemeinschaftliches Verfahren statt.

\* Der neue Landwirtschaftsminister Freiherr v. Hammerstein hat am 19. November ein Schreiben an den Deutschen Landwirtschaftsrath gerichtet, worin er mittheilt, daß er durch die Verfügung ins Staatsministerium gesonnen sei, sein Amt als Vorsitzender des Landwirtschaftsraths niederzulegen.

Das Schriftstück schließt mit folgenden Worten: „Was es mit regard zu meiner neuen sämigeren Stellung mit meinen geringen Kräften der vaterländischen Landwirtschaft nützlich zu sein, ihr zu dienen, und mir das Vertrauen zu erhalten, und zu verdienen, welches die Vertretungsorgane der Landwirtschaft mir in so reichem Maße entgegengebracht haben. Diese wenigen Worte sind nichts als die Bescheidenheit, die die neue Stellung erfordert, aus fernem nur die Bescheidenheit zum Landwirtschaftsrath zu erhalten, welche zu beugen und zu pflegen ich nicht unterliegen werde und zwar umso mehr, als die Lage der deutschen Landwirtschaft — Gott gebe nur vorübergehend — eine so besonders kümmerliche ist.“

In seiner Antwort vom 25. ds. Mts. betont der Vorstand des Deutschen Landwirtschaftsraths, daß Freiherr von Hammerstein selbst befreit gewesen sei, zum Wohle der Landwirtschaft zu wirken, wobei freilich die Ungunst der Verhältnisse vielfach den Erfolg verlagert habe, und begrüßt mit Freude, daß er in eine Stellung eingetreten sei, in welcher er der Landwirtschaft auf das wirksamste zu Hilfe kommen könne.

Die in der letzten Nummer der „Neuen Preussischen Zeitung“ veröffentlichte Geschichte, daß neben einer offiziellen entente cordale zwischen Deutschland und Frankreich immer eine Nebenintention einfließen, welche darthut, daß das A und O der französischen Volkstimmung das Revanche-Gefühl bleibt, mit dem jede deutsche Regierung rechnen muß.

Wir haben unseren Lesern bereits in einem Pariser Telegramm Mittheilung gemacht, daß der deutsche Gesandte in Paris Anlaß genommen hat, bei dem französischen Ministerium energisch Verwahrung einzulegen gegen die Spionagerichter, die jetzt wieder in Frankreich so üppige Blüten treibt und die sich immer wieder gegen harmlose deutsche Volksgenossen richtet.

Herr Hanotaux, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, hat dem Grafen Münster daraufhin sein Bedauern über die Vorankündigung ausgesprochen. Herr Hanotaux, der noch von der Glorie seiner Madagaskar-Expedition umstrahlt ist, kann sich vielleicht den Luxus einer solchen durch die Gebote der internationalen Höflichkeit obligatorischen Zustimmung gestatten; es ist ihm aber heut jenseit der Haß aller Chauvinismenblätter gewiß — es ist charakteristisch, daß die Verwahrung in einem Augenblick erfolgen mußte, wo von Deutschland aus alles geschieht, um die Empfindlichkeit der Franzosen zu schonen, ja wo man den gallischen Wädhern nach Ansicht mancher guter Patrioten zu verhalten gegenüberstellt. Wenige Tage vorher war noch den französischen Delegierten zur Verhandlung des Garen ein Entzagen durch Deutschland zur Verfügung gestellt.

Wenige Tage vorher hatte noch die öffentliche Meinung unerschrocken für Frankreich gegen England Partei genommen und damit von neuem den Beweis dafür abgelegt, was das „Journal des Debats“ nach dem berühmten fallen Wasserfall der „Nordd. Allg. Ztg.“ einmal in die Worte freudete, daß Deutschland, nachdem es Frankreich geschlagen, eine so hochgehende Fremdbestimmung für das Nachbarnland gefühlt habe, daß es sich selbst in den Schatteln stellen würde, um ihm einen Zehel jenseit Einflusses niederzulegen, den ihm seine Siege geraubt hätten. Das alles rührt die Revanchegebehen nicht, ihre Aufgabe ist es, das was sozars de la revanche zu unterhalten, eine Aufgabe, die Gambetta dahin bestimmt hat: Ne parlez jamais de la guerre mais pensez-y

aujourd'hui. In Deutschland wird man diesen Unternehmungen die gar leicht nach oben gerührt werden können und ihren Einfluß auf das offizielle Frankreich niemals verfehlen, die ernste Bedrohung zu scheuen müssen.

\* Die Erörterungen über die angebliche englisch-russische Annäherung gehen in der Presse immer weitere Kreise. Eine größere Ausdehnung aber diese Kreise gewinnen, denn klarer wird es, wie man der „Kreuzzeitung“ aus Paris schreibt, daß man es mit Meinungsäußerungen zu thun habe, die zum Theil nicht über Skanneberge hinauszuweisen und daß, was die Sache anlangt, je einer diplomatischen Unterlage einzuheften. Man genome vielmehr den Eindruck, daß man englischerseits nichts anderes beabsichtige, als eine Wirthung auf den Druck nicht aber auf Deutschland auszuüben.

\* In der am Donnerstag im Reichstage zu Berlin abgehaltenen Vorberatung des deutschen Botschafters wurde mitgetheilt, nach eingezogenen E. Umfragen seien die Verhandlungen der beteiligten Behörden über den den Reichstage vorliegenden neuen Postgesetzentwurf nicht so wenig vorgeschritten, daß die Einbringung dieser Vorlage in der Reichstags-Sitzung 1895 nicht möglich sein werde.

Der Vorstand des Vereins beabsichtigt mit allen Kräften dafür zu wirken, daß der neue Tarif seine Vertheuerung der Jungen im Allgemeinen herbeiführt, sondern nur eine gerechtere Vertheilung der bei der Höhe der zu zahlenden Vergütung bewirkt, durch die der Volk die Zahlung ihrer Kosten gestillt werde. Eine Kommission von 5 Mitgliedern soll den Entwurf zu einem neuen gerechteren Postgesetzentwurf ausarbeiten.

\* Zum Fall v. H. Wie die „Deutsche Volkstimmung“ in Hannover aus sicherer Quelle erfahren haben will, hat der Reichstagsabgeordnete Leuß sein Mandat für den Wahlkreis Schwelm-Schmalfranken niedergelegt, da es ihm in Folge seiner abnormalen Verfassung unmöglich ist, seine Abgeordnetenpflichten zu erfüllen. Die Entlassung des Abgeordneten Leuß aus der Kammer wird niemand nicht unangenehm, weil bei Durchsicht der Beschlüsse und Beschlüssen von Seiten der Stellung einer Kammer unzulässig ist. Der Prozeß Leuß wird wahrscheinlich schon in der nächsten Schwurgerichtssitzung in den ersten Tagen des Dezember zur Verhandlung kommen.

\* Die in der Presse verbreiteten Gerüchte über eine geplante Veränderung in der Verpflegung der Soldaten sind, der „Post“ zufolge, unbegründet. Sie beruhen auf der irrthümlichen Nachricht, daß die zur Durchführung dieser Maßregel erforderlichen Geldmittel in den nächsten Etat eingeleitet seien. Der Etat enthält, wie daselbst Blatt aus zuverlässiger Quelle erfährt, eine solche Forderung nicht, die jedoch dem Reichstag am 29. Juni 1890 unmittelbar unter den Reichstagsmitgliedern gestellt, als „Kolonialbeitrag“ in ein „Kolonialamt“ zu verwenden, ohne daß daraus mehr Kosten erwänden, so wäre dies eine Maßregel, der eine weittragende Bedeutung kaum beizumessen wäre. — Demselben Blatte zufolge ist das Gerücht, der Direktor der Kolonialabteilung, Geh. Rath Kanjer, solle im Reichsdienste für Elab-Lobtrinken Verwendung finden, unzutreffend. Auch sonstige Personalveränderungen innerhalb der Kolonialabteilung seien nicht zu erwarten. Wenn bereits als unzulässig gemeldet ist, daß der Staatsverwalter von Kamerun, Zimmerer, zurücktreten werde, so ist auch diese Meldung um Wunden verfrüht.

\* Graf Schwabitz, der bekanntlich bei Zaborska schwer verwundet wurde, liegt an den Folgen der noch in seiner Wund befindlichen Augenabwundlung fast darnieder. Nach allem an, daß die Augen sich eingeklappt haben würde, doch scheint sie seit einiger Zeit ihre Form verändert und die Augen verformen zu werden zu haben. In dieser Grimmerung wird es noch ein, daß Graf Schwabitz durch diesen Kampf, bei dem er die Verwendung erhielt, die kaiserliche Station Zaborska vor dem Untergang rettete. Die Vorgänge bei den Zaborska-Station waren längere Zeit in ein gewisses Dunkel gehüllt, doch ist dieses jetzt geworden, und es hat sich gezeigt, welchen bedeutenden Antheil Graf Schwabitz daran genommen. So wurde ihm zuletzt der Oberbefehl über die gesamte kaiserliche Schutztruppe und Station übertragen, und in dieser Eigenschaft als Führer der kaiserlichen Truppe gelang es ihm, noch insofern an der ersten Besetzung, die trotzlose Lage mit einem Salage glücklich zu wenden.

Frankreich.

In der neuesten Verlesungsaage. Die getrennt von Mainz und Sigara begonnene Campaigne gegen das Institut der Militär-Atthas wird heute fortgesetzt. Die Regierung ließ lokal Vertheilung erklären, daß sie mit dieser Maßnahme nichts zu thun und nicht die Absicht habe, mit dem Entzagen der Militärbevollmächtigten zu brechen. Gleichwohl nahm sie die angegriffenen fremden Bevollmächtigten aus. Botschafter General Mercier, in welchem befristeten wird, daß der Kriegsminister geistig habe, die Schuld des Hauptmanns Dreguis sei unzulässig erwiesen und es seien hochgeleitete Emigrationen mittheilend, die Verhöhnung entgegen, daß die fraglichen Theilnehmungen des Dreguis die Initiative seien. Von anderer Seite wird in Folge dessen, nun General Mercier beauftragt, das kriegsgerichtliche Urtheil vorweg genommen oder befristet und gleichzeitig die Familie des Angeklagten und das Ministerium verlegt zu haben. Die Position des ohnehin schon viele Feinde zählenden Kriegsministers ist dadurch nicht besser geworden.

Verständlich eines getrennt im „Main“ veröffentlichten Artikels, welcher fähige Angaben über die Rolle der ausländischen Botschaften und Gesandtschaften in Frankreich enthält, wird in einer offiziellen Note erklärt, die Regierung beabsichtige in keiner Weise die Initiative in Betreff der Abfassung der Militär-Atthas zu ergreifen.

Der Sigara und der Tod der Fürstin Bismarck. Der Kaiser „Sigara“ beabsichtigt die Bestätigung der beimgegangenen Gemahlin des Fürsten Bismarck in einem vorworn Nach-









(Nachdruck verboten.)

## Die Tochter des Kapitäns.

[9] Roman von H. Rosenthal-Bonin.

Als Gilda verchieden war, konnte nach wenigen Minuten Kapitän Holle ſeine Berechnungen allein fortſetzen und er entließ den Steuermann, der gemächlich ſeinen Plaß wieder hinter dem Kamin einnahm und weiter rauchte.

Der junge Schiffsführer ſandte ihm einen unfreundlichen, ſcharfen Blick aus ſeinen dunklen Augen nach. Er ging nicht in die Kapitänskajüte, das Schiffsbuch zu führen, bevor Fritz Veſtaluß wieder Dienſt hatte und am Steuerruder ſtand. Dann rief er, an der Kajüthüre ſehend, ſcheinbar zu jemand auf Deck, in Wahrheit aber, damit Gilda es unten hören ſollte: „Es iſt verboten, mit dem Steuermann am Rade zu ſprechen!“

Gilda vernahm die Worte wohl, ſie biß den Mund zuſammen, in ihre Augen kam ein troſtiger Ausdruck und ſie murmelte: „Es iſt nichts als blinde, dumme Eiferſucht von ihm aber es hilft ihm alles nichts, alles nichts!“

Den ganzen Tag über wußte es Holle ſehr geſchickt einzurichten, daß Fritz von Gilda entfernt blieb, indem er, ſobald Gilda auf das Verdeck kam, an ihre Seite trat und ihr dies und jenes erklärte, und als der Steuermann abgelöst wurde, — Herr Hoorn übernahm auf eine Stunde die Führung des „Neptun“, was dem alten Kapitän Spaß machte, da das Schiff auf hoher See und ſo weit von der Küſte lief, daß es gar keiner beſonderen Leitung bedurfte — hat Herr Holle dann Fritz, in der Kapitänskoje ihm die verſchiedenen Schiffsjournale und Bücher ordnen und führen zu helfen. Dieſer unterzog ſich dem mit größtem Vergnügen, da er hierbei manches lernte oder faſt vergebene Dinge aufſuchte.

Gilda ſaß dann bei ihrem Vater auf dem Deck im Korſtuhl, ſchaute mit den Gläſern auf die See hinaus oder zur Küſte hinüber, beobachtete vorbeifahrende Schiffe oder las, machte jedoch kein ſehr vergnügtes Geſicht. Im Gegentheil, die Zornſtöße zwiſchen ihren zusammengewachſenen Augenbrauen vertieften ſich und ihr Mund ſchloß ſich feſter. Die Gegenwart Holle's und das ihr ſehr merkbare Beſtreben, ſie von dem neuen Steuermann fern zu halten, laſſeten immer drückender auf ihr und machten ihr den Mann wahrhaft verhaßt. Je mehr dieſe Perſon Schatten bekam, um ſo heller ſtrahlte in ihren Augen der friſche, offene, fröhliche, kindliche Fritz. Sie war entzückt über alle ſeine Tugenden und fand ſeine Fehler, ſelbſt ſeinen Mangel an Galanterie, liebenswürdig und drollig.

So verging der Tag, das gemeinſame Mittagſmahl, worauf ſich Gilda ſo gefreut hatte, verlief durch die düſtere Laune Holle's der reizbar und ſtreitſüchtig ſich zeigte, ſtill und einſilbig, und das viele Trinken ihres Vaters auf See, deſſen ſich Gilda von ihrer Ueberfahrt von New-York her jetzt wieder erinnerte, trug auch nicht dazu bei, das Mahl für ſie heiter zu machen.

Es ward Abend, Nacht. Die Glocke ertönte, die Schiffspeife ließ ſich langdauernd gellend vernehmen. Es wurden Befehle gegeben, man ließ alle hin und her und Gilda entdeckte in der Ferne, ſcheinbar auf dem Waſſer liegend, helles Licht, das bald größer, bald kleiner wurde.

Es kam vom Leuchtturm des Marſeiller Hafens, das Schiff fuhr pfeifend, langſam die Richtung ändernd, weiter, dann machte es faſt Halt. Es wurde ein Signal mit einem der kleinen, buntfarbigem Lichte gewechſelt, man zog ein grünes Licht dort drüben auf, dann zugleich ein gelbes und ein blaues. Das beſagte: „Hinderniß im Hafen, es kann kein Looske mehr herauſkommen!“ und ſo hieß es denn „Stop!“ und der Dampf rauchte heraus und das Schiff lag ſchaukelnd, ſchwankend ſtill. Die Wachen wurden vertheilt und man ging im Angeſicht des erſten Zieles zur Ruhe.

Zu derſelben Zeit, etwa als der „Neptun“ aus dem Hafen von Genua dampfte, verlief Herr Kunſehn das Zimmer, wo er mit Therese Holle die bedeutungsvolle Unterhaltung gehabt, und kaum hatte ihn die Köchin aus dem Hauſe gehen ſehen, da eilte ſie zu ihrem Fräulein, blieb aber wie verſteinert ſtehen bei dem Anblick, den ihre Herrin ihr darbot. Die lag mitten im Zimmer auf den Knien, bleich, mit ganz entſtellten Geſichtszügen, wahrſinnigen Augen und rang die Hände.

Die Köchin ſtand wie angewurzelt ſtill und Therese rang die Hände weiter, ballte ſie zu Fäuſten, fuhr ſich wild in die Haare, wandte und trümmte ihren Körper wie unter den entſetzlichſten Schmerzen.

„Dieſer verſuchte Junge, was kann er meinem Fräulein angethan haben?“ rief die Köchin und ſing an, die Verzweifelte zu rütteln. „Kommen Sie zu ſich, Fräulein Therese!“ ſprach ſie; „der Menſch ſoll mir noch einmal kommen, ſold' eine Frechheit — o dieſe heutige Jugend!“

Therese ſprang wild auf und ſtarrte die Köchin ausdruckslos an, ſo daß dieſe Furcht bekam.

„Ich habe ihm ja geſagt, daß Sie ſich auf keine Liebſchaft einlaſſen.“ ſprach ſie ängſtlich weiter. „Daß ich keinen Finger dabei rühre, und habe ihn geſtern Abend den Laufpaß gegeben, und nun kommt der freche Menſch, ganz verkleidet, wie ein Schauſpieler, ins Hauſe und macht ſeine Schwenzereien und Affenzereien vor Ihnen, daß Sie ſo erſchrecken. Er muß es ja abſcheulich getrieben haben, daß Sie ſo außer ſich ſind — da ſollte man die Polizei holen!“

Bei dieſem Worte ſahen Therese zu ſich zu kommen, ſie packte den Arm der Köchin, ſo daß dieſe das Geſicht verzog. „Von wem reden Sie da?“ ſieß ſie hervor.

„Na, von dem Studenten.“

„Studenten, Studenten?“ wiederholte Therese Holle.

„Ja, dem unverschämten Menſchen, der ſich in Sie vergafft hat und nun ſo ſchöne Streiche macht.“

„Vergafft hat, vergafft hat?“ ſuchte Therese die Worte der Köchin zu begreifen.

„Er winkelte und ſenfte wie ein kleiner Wurm vor mir“, fuhr die Köchin fort, „und that ſo zahm und fürchtſam, als ob er kein Wäſſerchen trüben könnte, und jetzt kommt er, gebügelt und geſchniegelt, und fährt wie ein Marder auf das Fräulein los“, gab die Köchin ihre Entrüftung weiter kund; „aus dem kann noch einmal was Schönes werden!“

„Was, wer, Chriſtine?“ rief mit fliegendem Athem Therese aus.

„Na, der Student, Fräulein! Er machte ſich ſchon vor ein paar Tagen an mich und bot mir zwanzig Mark, damit ich ihm von ihnen erzählen ſollte.“ erwiderte die Köchin. „Ich habe ihm ſein Thun verwieſen, geſtern lauerte er mir wieder auf und wollte allerlei von Ihnen wiſſen und ſagte, daß er ſie auf der Poſt getroffen, der Schwindler, und geſehen, daß Sie einen Brief dort geholt. Da ward es mir doch zu toll und ich habe —“

„Meiſt Du dieſen Menſchen, der da vorhin hier war, Chriſtine?“ fragte ängſtlich mit gepreßter Stimme Therese.

„Ja, den, Fräulein!“

„Und er ſagte, er hätte mich auf der Poſt geſehen?“

„Das ſag er, und ich überführte ihn, denn ich ſagte ihm, Sie wären einfach ſpazieren gegangen, das wußte ich von Ihnen ſelbſt.“

Therese ſah darauf eine ganze Weile ſtarr vor ſich hin. Blöcklich ſprach ſie entſchieden und ſeltſam rubig: „Es iſt gut, Chriſtine; jage keinem Menſchen, auch dem Vater nicht, etwas von dieſer Sache. Wie ſpät iſt es?“

„Mittags zwölf, und der Herr Inſpektor wird bald kommen“, erwiderte die Köchin.

„Ich muß einen Ausgang machen“, fuhr darauf Therese fort, „und komme zu Mittag nicht nach Hauſe.“

„Zu Mittag nicht nach Hause?“ wiederholte erstaunt, verwundert die Köchin.  
„Ja“, sprach Therese weiter, „deshalb braucht man nicht auf mich zu warten. Ich gehe zu Mengs über Land — mit einer Droschke.“

„So plötzlich?“ fiel die Köchin, das Fräulein bedenklich ansehend, ein.

„Ja, in der Angelegenheit mit diesem Menschen, aber schweige davon“, unterwies Therese, „und jetzt Sorge nur, daß das Essen fertig wird und der Vater nicht zu spät auf das Amt kommt.“

Christine verließ kopfschüttelnd das Wohngemach, und Therese ging hastig nach dem Theil des Hauses, wo ihr Zimmer lag.

„Da ist etwas nicht richtig“, murmelte Christine, mit Pfannen und Schüsseln wie wüthend hantirend. „Ob sie den Studenten von früher her kennt? Aber das ist ja gar nicht möglich. Wie soll denn das zugegangen sein, sie ist ja nicht von meinen Augen weggekommen? Ja, die Kleinen, das sind oft die tollsten Kerle und haben Muth und Energie, wie die Elephanten“, philosophirte die Köchin; „wer alt wird, erlebt was.“ schloß sie ihren Monolog, tüchtig Koaks in den Heerd schüttend.

Die Sonne stieg empor über den Wassern des Mittelmeeres und verschleuchte die Nebel, welche die Felsen der französischen Küste umschleierten. Ein Kanonenschuß ertönte vom Marseiller Hafen her und die Leuchter der vier Leuchttürme verlöschten.

Möven erhoben sich flatternd und pfeifend in die Luft und Dampfkanäle ließen vom Hafen aus sich vernehmen, Rauchwölkchen stiegen dort auf. Schifferboote mit vieredigen, braunen, in der Sonne glänzenden Segeln verließen den Hafen, Rähne fuhren ein. Auf ein Dampfsignal des „Neptun“ stieg an einem der kleinen Leuchttürme eine rothe Fahne auf und bald steuerte eine Dampfbarke auf den „Neptun“ zu.

Gilda stand auf dem Deck neben ihrem Vater, in einiger Entfernung standen Holle und Fritz.

Vor dem Schiffe, etwa eine Meile Wasser war dazwischen, glitzerte in der Morgensonne Marielle in einem Halbfreis an mäßig hohen Bergen gelagert. Alte Thürme und Befestigungswerke hoben hoch ihre Häupter in die am Lande noch düstige Morgenluft, gegen Osten sah man Keile graugelber Felshöhen mit einem großen Leuchtturm und einer alten Citadelle und davor eine Anzahl blau undufsteter Inseln.

„Hier muß ja auch das Chateau d'If liegen, wo Dumas' „Monte Christo“ spielt“, suchte Gilda jetzt bei den Herren sich zu unterrichten. Holle und der alte Kapitän schüttelten den Kopf.

„Das sind die Ratonneausinseln“, berichtete Holle.  
„Dort hinten sieht man If“, mischte sich jetzt Fritz ein und trat zu der Kapitänstochter, „jene Felsplatte mit dem alten Schloß da, zwischen der großen Insel und der gezackten Felsklippe des Cannabiere, wo der Thurm darauf, ist Chateau d'If“, erklärte er; „drüben am Lande, dort hoch oben auf den Felsbergen liegt Fort St. Jean und daneben Fort St. Nicolas,

und unter ihnen der alte Hafen, wo wir einkaufen werden,“ vervollständigte der Steuermann seine Auskunft.

Holle machte zu den Worten des jungen Dumas ein finstres Gesicht. „Ihr Platz ist nicht da vorn, Steuermann“, sprach er unfreundlich. „Sie verderben mir den Ausblick!“  
„Da haben Sie recht“, antwortete Fritz und ging gemächlich nach hinten. „Dort kommt auch schon die Lotsenbarke, wir mühen etwas Dampf geben.“

„Das habe ich anzuordnen“, fuhr Holle, den die Ruhe des Steuermannes immer mehr ärgerte, auf.

„Ja, darauf warte ich“, entgegnete gleichmäßig Fritz. Kapitän Hoorn warf bei diesem Wortwechsel einen scharfen Blick auf Holle und den neuen Steuermann. Sein Auge blieb ernst auf dem jungen Kapitän haften, er neigte den Kopf, sagte aber nichts.

Er hatte übrigens auch nicht Zeit zu vielem Neben gehabt, die Dampfbarke hatte den „Neptun“ erreicht, sie fuhr nahe an, die Treppen wurden herunter gelassen und eine Anzahl uniformirter Männer kam an Bord, zwei Lotsen, Zollbeamte und Hafenspolizei.

Der „Neptun“ pfiß, setzte sich in Bewegung und folgte der vorausfahrenden Barke zu.

Je näher man diesem kam, um so deutlicher zeigte sich die große Stadt, und man erkannte, wie einige breite Straßen das Häusergewirr schnurgerade durchkreuzten; von altersgrauen Kirchtürmen ertönte Glockenklang über das Wasser. Die graugrünen Olivenberge hinter der Stadt waren bis zu ihrem Scheitel mit weißen Landhäusern überät und gewährten einen überaus leiteren, freundlichen Anblick.

Man stieg ans Land; der alte Kapitän und seine Tochter nahmen Wohnung im Hotel, Kapitän Holle und Fritz blieben auf dem Schiffe. Der erstere hatte die Verladung der Blechwaaren zu übernehmen, was ihn den ganzen Vormittag beschäftigte; der Nachmittag zog sich hin mit Buchführung und anderen bei großen Schiffen nöthigen Schreibereien, mit Inspizieren der Mannschaft, der Schiffsutensilien, der Lager, Heizungsmaschinen, Schlaf- und Wohnräume. Nur des Abends hatte der Kapitän frei. Fritz hingegen war eigentlich ohne Beschäftigung auf dem Schiffe, er nahm einige Stunden dem Kapitän Arbeit ab, half ihm — die übrige Zeit gehörte ihm.

Kapitän Holle suchte nun den Steuermann so viel wie rürrirgend möglich auf dem Schiffe zu fesseln; das gelang ihm jedoch nicht für den ganzen Tag. Fritz Bestatz hatte eine eigenthümliche, ruhige Festigkeit, er meldete sich zum Landgehen für einige Stunden, und da ohne bestimmte Gründe der Kapitän dies ihm nicht verweigern konnte, so mußte er ihn ziehen lassen. Holle aber verbrachte unterdessen die Stunden in quälender Unruhe und immer mehr wachsender Eiferjucht. Mit dem scharfen Blick des Liebenden hatte er wahrgenommen, daß Gilda sich für den Steuermann interessirte, er ihr ungewöhnlich gefiel, und Holle mußte, daß dessen Art und Weise der Tochter des Kapitäns sehr unlagern mußte. (Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

## Wahre und falsche Wunder.

Von Prof. Dr. Ludwig Büchner (Darmstadt).

Es ist eine sonderbare und schwer zu erklärende Erscheinung, daß die Menschen im Allgemeinen so sehr geneigt sind, falschen Wundern oder Erzählungen von unnatürlichen oder ungläublichen Dingen und Begebenheiten vollen Glauben beizumessen, während sie auf der andern Seite den wahren Wundern der Wissenschaft oder der Wirklichkeit oft den hartnäckigsten Unglauben entgegensetzen. So fanden und finden bis auf den heutigen Tag tausende und Millionen von Menschen ebensowenig eine Schwierigkeit, an jene Erzählungen der wunderbarsten Art zu glauben, von denen die Geschichte der Heiligen und der Reliquien geradezu wimmelt, wie im Alterthum und Mittelalter selbst gelehrte Leute eine Schwierigkeit dabei fanden, an die Existenz von Hexen, Zaubern oder bösen Geistern, an Besessenheit, an Wahrsagerei, an den Stein der Weisen, an den Einfluß der Gestirne, an Vogelflug, Traumdeuterei und Ähnliches zu glauben. Auch die Neuzeit giebt trotz ihrer gelehrten Bildung und ungeachtet aller Fortschritte der Wissenschaft in dieser Wunderglaubenswuth dem Alterthum und Mittelalter kaum etwas nach und sucht in tanzenden Tischen, in hellsehenden Jungfrauen, in Fernwirkung des Gedankens und Gedankenleserei, kurz in dem ganzen spiritistischen Geistes- und Gespenster-Unsinn mit Einschluß der in den verschiedensten Miancirungen schillernden Wunderdoktorei Ersatz für

den mehr oder weniger verloren gegangenen Wunderglauben der Vergangenheit. Sogar wunderbare Heilungen durch Antasten von Reliquien, oder Berichte von himmlischen Erscheinungen, die tausende von Besuchern anlocken und dergl. sind noch immer an der Tagesordnung und werden selbst von hohen Würdenträgern der Kirche als bewiesene Thatsachen behandelt. Selbst an wunderbaren Erleuchtungen schriftstellers Medien durch Einflüsterungen überirdischer Mächte fehlt es nicht.

Um so auffallender muß es andererseits erscheinen, daß wirklichen oder wahren Wundern oder den wunderbaren Enthüllungen der Wissenschaft so oft der hartnäckigste oder andauerndste Unglauben entgegengesetzt wird und daß selbst bewiesene Wahrheiten lange Kämpfe durchmachen mußten, um sich zur Anerkennung durchzuringen. Wie lange Zeit mußte vergehen, bis das wahre Kopernikanische Weltsystem den Sieg über das falsche Ptolemäische erringen konnte, und bis die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und ihrer Umdrehung um die Sonne allgemein anerkannt wurde, obgleich diese Lehre schon zwei oder dreihundert Jahre vor Christi Geburt bekannt war! — Und welche Mühe hat es gekostet, die Menschen davon zu überzeugen, daß die in der Erde gefundenen Verfeinerungen vorweltlicher Pflanzen und Thiere keine Naturspiele oder Uebungsstücke der Schöpferkraft sind, sondern wirkliche und unzweifelhafte Ueberreste ehemals gelebt habender Wesen, obgleich schon vor mehr als zwei Jahrtausenden der griechische Philosoph Xenophanes das richtige erkannt und gelehrt hatte. Und welche Sagen und

falsche Vorstellungen haben sich an die bekannten Kunde der Donner- eile oder sogenannten Teufelsfinger und der vorgehichtlichen Stein- eile geknüpft, weil man nicht glauben konnte oder wollte, daß die erlenen Neste ehemaliger, jetzt ansgefordener Thiere, und daß die letzteren Erzeugnisse von Menschenhänden sind, deren Bestir lange, lange vor aller überlieferten Geschichte auf der Erde gelebt haben. Wenn, wie so oft, Knochen vorweltlicher Elefanten, Mammuths oder Nilpferde gefunden wurden, so half man sich lieber mit dem falschen Glauben an die Existenz eines ehemaligen menschlichen Riesengeschlechts, als daß man der ein- fachen Wahrheit die Ehre gegeben hätte. Oder andre glaubten äußerst ung zu verfahren, wenn sie die Ueberreste geforder Menagerie-Elefanten für solche Hunde verantwortlich machten. Selbst gelehrte Körperchaften wiesen, wie in dem Fall des Lehrers Tenzel in Gotha, der ein fossiles Elefanten-Skelett richtig gedeutet hatte, diese richtige Erklärung oder das wahre Wunder mit Entrüstung zurück und beharrten bei der Erklärung durch das falsche Wunder des Naturspiels.

Es ist gar nicht sehr lange her, daß auch die Existenz des fossilen Menschen in das Gebiet der Märchen verwiesen wurde, und daß man sich alle erdenkliche Mühe gab, die tiefe Lagerung der vorgehichtlichen Steinärte (nachdem diese einmal als Menschen- merk erkannt waren) in diluvialen Erdschichten mit Hülfe der abenteuerlichsten Hypothesen zu erklären, anstatt das wahre Wunder des hohen und mit historischen Zeiträumen nicht vergleichbaren Alters des Menschengeschlechts auf der Erde anzuerkennen.

Auch die Existenz der nächsten thierischen Verwandten des Menschen, der sogenannten Anthropoiden oder groben menschen- ähnlichen Affenarten, welche man jetzt todt oder lebendig in Museen und zoologischen Gärten zu sehen bekommt, ist in vergangenen Jahrhunderten und selbst noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf das ernstlichste in Zweifel gezogen oder hartnäckig geleugnet worden, obgleich schon fünfshundert Jahre vor Christo der Kartha- ginentser Hanno an der Westküste Afrikas die Gorillas gesehen und als „wilde behaarte Menschen“ beschrieben hatte und obgleich von 1613 bis 1800 mehrfache glaubhafte Mittheilungen von englischen Reisenden über diese Thiere bekannt geworden waren.

Ebenso ist es ergangen mit den menschlichen Zwergvölkern im Innern Afrikas, deren Existenz so lange für unmöglich erklärt wurde, bis neue, zuverlässige Berichte erfahrener Reisenden das wahre Wunder dieser Existenz außer Zweifel stellten.

Aber vielleicht das auffälligste und lehrreichste aller Beispiele des Unglaubens an wahre oder wirkliche Wunder der Wissen- schaft bilden die sog. Meteoriten oder Meteorsteinfälle, auch Aeroliten oder Luftsteine oder Steinregen genannt. Diese kleinen Himmelskörper (vielleicht Ueberreste aufgelöster Kometen oder zer- fallender Weltkörper), welche wahrscheinlich in ungezählten Mengen des Himmelsraum erfüllen, fallen bekanntlich in ebenso unge- zählten Mengen fortwährend auf die Erde nieder und sind schon im Alterthum genau beobachtet und von Männern wie Plutarch, Diogenes von Apollonia u. A. ganz richtig als Wurf und Fall himmlischer Körper beschrieben worden. Aber dieses wahre Naturwunder behagte dem abergläubischen Sinn der Späteren so wenig, daß man denselben den vollständigsten Unglauben ent- gegensetzte und, ähnlich wie bei den vorgehichtlichen Kieselärten, die abenteuerlichsten Erklärungen bei den Haaren herbeizog. Noch um die Mitte und gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts waren selbst die Meinungen der Gelehrten so weit von der Wahrheit entfernt, daß man keinen Anstand nahm, alle Nach- richter über derartige Vorkommnisse als auf Irrthum, Ueber- glauben und Fälschung beruhend, zu bezeichnen und es für eine physische Unmöglichkeit zu erklären, daß Steine vom Himmel fallen könnten.

Noch im Jahre 1790 äußerte ein damals ansehener Ge- lehrter Namens Stüz bei Gelegenheit der Erwähnung des be- rühmten Meteoritenfalls von Agram (1751), „es wäre in unsrer Zeit unzersehrlich, solche Märchen auch nur wahrscheinlich zu finden.“ In demselben Jahre ereignete sich zu Tu'rac in der Gascogne ein Meteoritenfall, über den die Gemeindebehörde höchst vernünftigerweise ein Protokoll aufnehmen und von drei- hundert Augenzeugen unterschreiben ließ. Aber als dieses Protokoll der Pariser Akademie vorgelegt wurde, fand man eine obrigkeitlich beglaubigte Urkunde über einen solchen Wödsinn höchst amüsan; und in derselben Akademie schnitt bei einer späteren Gelegenheit der große und in die Fortschritte der Chemie so hochverdiente Gelehrte Lavoisier jede weitere Er- örterung des Gegenstandes mit den Worten ab, daß es im Himmel keine Steine gäbe, und daß daher auch keine solchen aus dem Himmel auf die Erde herabfallen könnten. Diese Ansicht behielt die Oberhand, bis am 26. April 1803 der große, über

die Entfernung einiger Meilen sich erstreckende Steinfall von Niele in der Normandie, der zufällig von Tausenden beobachtet werden konnte, allen Zweifeln ein Ende machte.

Aber erst im Jahre 1819 konnte die wahre Natur der Meteoriten als aus dem kosmischen Weltraum kommender Stein- und Eisenmassen durch den berühmten Wittenberger Physiker Chladni enthüllt und zur Anerkennung gebracht werden. Seit- dem sind massenhafte Beobachtungen von Meteorsteinfällen, welche nicht selten den Tod von Thieren oder Menschen veranlaßt haben, bekannt geworden; und alle größeren naturhistorischen Museen erhalten Spejimina dieser Art. Die weitaus meisten Meteorsteine mögen übrigens in tiefster Verborgenheit auf dem Grunde des Meeres ruhen.

Wir schließen mit der kurzen Erwähnung eines der größten Wunder der Wissenschaft, das trotz seiner Klarheit und Wichtig- keit und trotz zahlloser populärer Schriften doch für die große Mehrzahl der Menschen und selbst der Gebildeten noch ein voll- kommenes Räthsel bildet — es ist die Entstehung aller lebenden Organismen höherer Art mit Einschluß des Menschen aus einem kleinen, nur mit bewaffnetem Auge sichtbaren Bläschen, dem sog. Keimbläschen, und zwar mit Hilfe einer Reihe verschiedener Entwicklungsstufen, über die jedes Lehrbuch der Entwicklungs- geschichte genügende Auskunft giebt.

Diese Entdeckung wurde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Kaspar Friedrich Wolff gemacht, fand aber so wenig Glauben oder Anerkennung, daß Wolff als wissenschaftlicher Keger die ärgsten Anfeindungen erdulden und sich schließlich nach Rußland unter den Schutz der Kaiserin Katharina II. flüchten mußte. Man zog es vor, statt an das wahre, an das falsche Wunder der bis dahin herrschenden Einschachtelungstheorie zu glauben, wonach die biblische Stammutter des Menschengeschlechts Eva etwa zweihundert Milliarden Keime menschlicher Wesen mit ebenso vielen Seelen oder Seelchen behufs Vor- bereitung der Geburt aller folgenden Menschen in sich getragen habe! Dieses geschah nach der Schöpfungstheorie bei Gelegen- heit der Erschaffung der Welt vor beiläufig sechstausend Jahren, so daß wir damals alle schon da waren, wenn auch nur in der Form unendlich kleiner Keime, von denen immer einer in dem anderen steckte. Diese wahnsinnige Theorie wurde noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sogar von Natur- forschern und Philosophen von dem Gewicht eines Haller oder Leibniz vertheidigt, nachdem bereits im Jahre 1759 Wolff seine bahnbrechende Entdeckung veröffentlicht hatte. Erst nach langem, gelehrten Kampfe konnte die richtige Meinung oder das wahre Wunder über das falsche den Sieg davontragen.

Ein ganz ähnliches Schicksal wie Wolff hatten der Eng- länder Harven, der Entdecker des großen Blutkreislaufs, dem seine große, 1619 gemachte Entdeckung und sein Himmels auf die Töne und Geräusche des Herzens, die sowohl gehört wie gefühlt werden könnten, nur Verhöhnungen und Anfeindungen der schlimmsten Art eintrugen — oder der große Anatus Vesalius, der von der spanischen Inquisition zum Tode verurtheilt wurde, weil er an der Leiche eines Gestorbenen die Existenz eines wahren Wunders oder die heute jedem Physiologen wohlbekannten Be- wegungen des Herzens nach dem Tode konstatiert hatte.

Man sollte denken, daß es viel leichter sei, an wahre als an falsche Wunder zu glauben; aber obige Beispiele, denen noch viele ähnliche hätten angereicht werden können, beweisen, daß es in Wirklichkeit oder sehr häufig grade umgekehrt ist.

Daß Steine aus dem Himmel fallen, will man nicht glauben, aber daß Heilige aus dem Himmel zur Erde niedersteigen, oder daß die Geister gestorbener Menschen auf Anrufen sogenannter Medien den Lebenden entweder in Person erscheinen oder aber sich in geistigen Rapport mit denselben setzen, hält man eher für möglich. Unter allen bekannten Wundern ist diese Eigen- thümlichkeit oder Verkehrtheit des menschlichen Geistes vielleicht das allgeröhrte und um so auffallender, als es ja in Wirklichkeit an wahren Wundern der Natur und Wissenschaft weit weniger fehlt, als an solchen der Einbildung. Wer also das Wunder liebt, hat nicht nötig, dasselbe in den Regionen des Ueber- glaubens oder der Einbildung zu suchen; er braucht nur einen oberflächlichen Blick in die seit Jahrtausenden aufgespeicherten Annalen der Wissenschaft zu werfen, um für sein Wundergefühl mehr Befriedigendes zu finden, als er sucht und braucht.

Gerade unser Jahrhundert ist so überreich an den groß- artigen und wunderbarsten Fortschritten des menschlichen Wissens und Könnens, daß ein Mensch des vorigen Jahrhunderts, den man plötzlich mitten in unsere materiellen und geistigen Kultur Zustände hineinvertreten könnte, glauben müßte, in ein wirkliche Wunderland gerathen zu sein. Oder man denke sich einen rohe

ver  
ein  
ann  
mi  
ck  
he  
des  
Friz  
mar  
blieb  
sagte  
habt,  
nahe  
und  
te  
die  
das  
arau-  
Schei-  
über-  
ochter  
leben  
Bled-  
tigte;  
in bei  
der  
inen,  
pitän  
dem  
half  
e r  
im je-  
eigen-  
für  
pitän  
lassen.  
An-  
arfen  
für  
und  
titäns  
)  
n der  
taften  
, die  
er an  
ägern  
mun-  
lüster-  
wirk-  
ungen  
e Un-  
Wahr-  
An-  
bis  
alsche  
Kugel-  
einen  
drei-  
welche  
daß  
licher  
e der  
leber-  
mehr  
janes  
und

Die  
Strafma  
Sonderm  
förpliche  
wurden.  
halten.  
nachgewie  
richter eine  
licht wir  
geachtet“  
des Gef  
Mädchen  
nicht so  
Banfrotte  
einigen  
Gemeinb  
feilpkeite  
großen  
höheren  
Ueber  
wurde  
Wochen  
Artikel,  
beimun  
doch au  
Von Dr.  
Reichsta  
präge si  
eie es  
Strafe  
hols ma  
ragend  
hätte, u  
hundert  
Eindruck  
war der  
Sond b  
hätte, la  
Boden i  
bis zu  
wolten  
gehen;  
piados  
konnte  
Weg für  
und er  
gelante  
hindurch  
Brücken  
war ab  
Duschaf  
Engelbe  
fährlich

Naturmenschen aus der vorgeschichtlichen Zeit in dieselbe Lage versetzt. Mühte er nicht glauben, daß alle die Naturwunder, welche ihm vielleicht keine ungezügelt Phantasie vorgepiegelt hat, Wirklichkeit geworden, und daß die Geister, mit denen er Erde und Himmel bevölkerte, zu Menschen geworden seien!

„Geistreich“, sagt der geniale Mitentdecker des Gelezes von der Erhaltung der Kraft, Friedrich Mohr, „ist nur, was wahr ist, und keine Phantasie ist so erhaben, so wahrhaft poetisch, als die wirkliche, nackte Natur.“

### Allerlei.

**Wer ist Negir?** Selbst gebildete Leute wissen diese Frage nicht immer zu beantworten, denn leider ist die Unkenntnis in der schönen germanischen Göttermythologie allgemein. In den Schulen wird sie ja völlig vernachlässigt, und wer sich nicht privatim etwas mit ihr beschäftigt hat, weiß natürlich fast nichts von den Göttern und Sagen unierer Vorfahren. Negir ist der schreckliche Herr der Kluthen, der Gottfiese des von Winterstürmen fürchtbar erraten Meeres. Sein Name bedeutet „Schreden“, wie sich aus verschiedenen altgermanischen verwandten Wörtern und ihren Erklärungen ergibt. Die altnordische Form ist Degir und bezeichnet sowohl den Meeresgott als auch das Meer; (sol gengr i oeginn, die Sonne geht, sinkt in's Meer) und die angelsächsische Form eacor, egor ist nur in der Bedeutung „Meer“ nachweisbar. Daß aber bei dem Anblick des Schauer und Grauen erregenden, wild tobenden Meeres die Vorstellung von der unmittelbaren Nähe eines schrecklichen, gewaltigen Gottes nicht ausbleibt, ist erklärlich. Auch in Zusammenhängen findet sich in dem Worte der Begriff des Schreckens. Wiederholt wird in der Edda ein Degisjalmr erwähnt, dessen Anblick Furcht und Schrecken, auch die vor Königen gebührende Ehrfurcht erregt. Des alten Meerriesen Namen hat sich auch, freilich ohne daß jetzt noch die Grundbedeutung des Schrecklichen in dem Worte nachweislich wäre, in dem Namen des Grenzflusses zwischen Schleswig und Holstein, der Eder, erhalten. Im 12. Jahrhundert heißt der Fluß Egdora, in fränkischen Quellen des 9. Egdora und Negidora, in altnordischer Uebersetzung Degisdgr, d. h. Meeresthür oder Ausgang zum Meere, eine passende Bezeichnung für die Mündung des Flusses. Auch in Island giebt es eine Degisdgr und eine Degis-öndha, d. i. Meeresseite oder Gestade. Einmal kommt in einem ziemlich späten, halb christlichen nordischen Liede Degisheim vor, doch ist es hier nicht die Bebauung des Degir, sondern die von dem Meere eingeschlossene Wohnstätte des Menschenge-schlechtes „Midgard“. In der älteren Edda wird Negir nur in zwei Abschnitten, dem Liede von Gmhir und dem Gelage des Negir, und zwar wiederholt erwähnt. Den Göttern des Meeres, dem fürchtbaren Negir und dem gewaltigen doch milderen Niödr sind die Götter und Göttinnen der kleineren Gewässer, die Nigen, unterthan. Die älteste Form des Namens dieser ursprünglich männlich gedachten Wassergeister ist im Althochdeutschen nichus, im Angelsächsischen ni or, im Altnordischen nigr; das Wort bezeichnet ungeheure, gewalthätige (eigentlich wohl nur „die sich badenden“) Geister, die in Meeren und Mähen haufen (in den Gassen auch Wasserungethüme, wie Krokodile und Nilpferde). So hat zweifellos der Fluß Neckar seinen Namen von dem Nigr „Nekar“, der in jeder Johannisnacht eine Menschenseele verlangt. Die späteren deutschen Formen sind der Nigr und die Nige; der Form „Nek“ des Liedes liegt jedenfalls das schwedische nek oder nek zu Grunde. Der Nek und die Nigen sind nach allen germanischen Sagen gewalthätig und tödtlich, wie deutlich auch die Uebersetzung des Namens auf den Teufel im Niederländischen und im Englischen (old nick) zeigt. Negir aber, der Herr des Meeres, vermag sie zu bändigen und den „Drachen“ gegen ihre Angriffe zu schützen.

**Ueber noch vorhandene geschichtliche Andenken an Gustav Adolf** weiß Pastor Blankmeijer in der Feinnummer seines „Gustav Adolf-Boten“ folgendes zu berichten: Zahlreich sind die „Gustav Adolf-Reliquien“, wenn wir so sagen dürfen, die es heute noch giebt. Fast jedes Staatsarchiv Europas dürfte Briefe und Schreiben enthalten, die Gustav Adolf entweder unterzeichnet oder eigenhändig geschrieben hat. Groß ist auch die Zahl der Originallporträts des Schwedenkönigs und der Seinen. Die bekanntesten und berühmtesten sind das von van Dyl und das andere von Miereveld. Die königliche Bibliothek in Stockholm birgt treffliche Bilder von Gustav Adolf's Eltern. Daß Denkmünzen auf des Königs Kampf und Sieg reichlich vorhanden sind, ist begreiflich. Eine derselben, auf Gustav Adolf's Tod, ist 1634 in Dresden geprägt. Reich an Erinnerungszeichen an den unvergleichlichen Helden ist, wie natürlich, das historische Staatsmuseum in Stockholm. Dort finden wir die Rüstung Gustav Adolf's, die er in mancher Schlacht getragen, und die ihm vielleicht bei Lügen das Leben gerettet hätte, wenn er sie damals nicht mit den Worten würde zurückgewiesen haben: „Mein Harnisch ist Gott!“ Sodann begehnet man dort einem Dolch, mit dem ihn einst ein Jesuit meuchlings ermorden wollte. Die That gelang nicht, da der Attentäter in letzter Minute noch ertappt wurde. Der Dolch ist insofern merkwürdig, als er sich bei einem Druck auf den Schaft in einen dreifachen Wortschlag auseinander theilt. Neben diesem unheimlichen Instrumente lehnt das Schwert Gustav Adolf's, eine schlichte Klinge, kernengerad, mehr einem Degen ähnlich als einem

Säbel. Auch der Spikenbogen des Königs, mit dem ihn Miereveld abgebildet hat und mit dem ihn die meisten Bilder darstellen, fehlt nicht. Eigenartige Empfindungen erweckt das Schlachttroß, das Gustav Adolf in der Schlacht bei Lützen griffen hat. Es ist ausgekostet worden und steht gezäumt und geöltelt da, als wenn der Held sporenklingend eben kommen müßte, es zu besteigen. Wohl das werthvollste und denkwürdigste Erinnerungszeichen an den großen Helden des Glaubens birgt das Kaiserl. Artillerie-Arsenal-Museum zu Wien, nämlich das Lederkoller, in welchem er bei Lützen fiel. Es ward dem Kaiser Ferdinand überbracht und selbst er, sein Feind, soll Thränen verossen haben, als man ihm das zerichoffene und zerrissene Kleid des Helden darreichte, das mit dem Blute des Märtyrers geröthet war. Der Leichnam Gustav Adolf's ruht bekanntlich in der ehrwürdigen Ritterholmskirche zu Stockholm, und dort zumal wird der 9. Dezember beweisen, wie Gustav Adolf lebt, ob er gleich gestorben ist und wie sein Andenken und seine Person nicht untergeht, sondern fortbelebt und fortwirkt, so lange es eine evangelische Kirche, eine Kirche der Wahrheit, giebt.

### Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren &c. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Unsere Primaner** von Amicus Juventutis. (Verlag von Karl Fr. Bfau in Leipzig.) Preis 50 Pf. Vor kurzem machte die befremdlich klingende Nachricht die Kunde durch die Zeitungen, daß an einem preussischen Gymnasium Schüler der oberen Klassen mit Entlassung bestraft oder bedroht worden seien, die sich trotz des Verbotes an Vorstellungen eines Liebhabertheaters betheiliget hatten. Mehrlicher Vorkommnisse, die nicht so sehr an die breite Öffentlichkeit dringen, wird sich ein genauer Beobachter der Verhältnisse unierer höheren Schulen aus den letzten Jahrzehnten vielfach erinnern können. Wer vollends je in die Lage gekommen ist vertrauliche Gesändnisse und Erinnerungen aus dem Schülerleben zu hören, der wird zugeben, daß im Leben und Treiben der Jugend unierer Bildungsanstalten manches Unersreuliche und Unbehagliche sich unter der Decke der äußerlichen Korrektheit birgt. Auf diese wunde Stelle mit vorliegende, so eben erschienene Flugschrift hin; ein wahrer Freund der Jugend will unieren heranreifenden Jünglingen vor Allem die Freudigkeit und Frische gewahrt wissen, woraus die echte Lust und Liebe zu einem ersten Streben entspringt. Die Vorschläge, die hier gemacht werden, um ein gesundes vertrauensvolles Verhältnis der gereiften Schüler zu ihren Lehrern anzubahnen, gründen sich auf Erfahrungen und Beobachtungen. Sie zeigen, daß auf einfachem Wege ohne einschneidende Maßregeln sich in dem engeren Kreise des gesellschaftlichen und Familienlebens ein gedeichtlicher und erpriehtlicher Zustand herstellen läßt. Alle ernst um das Wohl ihrer Söhne besorgten Eltern werden bei dem niedrigen Preis des Schriftchens sich für die geringe Auslage durch fruchtbare Anregung reichlich entschädigt finden, sodas in den Kreisen des gebildeten Mittelstandes dies treugemene Mahnrort eines praktischen Pädagogen weiteste Verbreitung verdient. „Unsere Primaner“ ist durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes zu beziehen.

— Die im Verlage von F. Vögtmann in Köln (Rh.) erschienenen **Preussischen Soldatenbücher**, von welchem bisher „Das Lanzenbuch“ von Oberleutnant Brent und „Das Artilleriebuch“ von Hauptmann Zwenger vorlag, haben weiteren Zuwachs erhalten durch das nunmehr erschienene „**Infanteriebuch**“. Geschichte der preussischen Infanterie von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart von Major v. Bredow. Dasselbe bringt eine ungemessen sorgfältige und feinsinnige Darstellung der Vergangenheit dieser ruhmreichen Truppe, deren Schicksale auf's Engste verknüpft sind mit der Geschichte des preussischen Staates. Mit besonderem Reize geschildert ist die Jugendzeit der Infanteriewaffe, die zuerst in den Kriegen des großen Friedrich das Staunen der gesammten Welt erregte. Bredow's „Infanteriebuch“ gehört zum Bücherschätze aller ehemaligen, jetzigen oder zukünftigen Infanteristen, ist aber auch allen sonstigen Freunden unieres Heeres angelegentlich zu empfehlen. Der billige Preis (1 Mk. 20.) des mit einem Uniformbilde von H. Knödel gezierten, 176 Seiten starken, auf ausgefalteten und gebundenen Buches ist ein sehr mäßiger und dürfte denselben weiteste Verbreitung sichern.

— Das im Verlage von Robert Schöneweiß in Frankfurt a. M. erscheinende praktische Wochenblatt für alle deutschen Hausfrauen, der **„Der Häusliche Rathgeber“**, das in mehr als 70 000 Exemplaren über ganz Deutschland verbreitet ist, bringt in der soeben ausgegebenen Nr. 48 folgende Artikel: Pünktlichkeit — Wahres Glück — Die Heilung der Tuberkulose. Daran schließen sich die allerliebste geschriebenen Novellen und Humoresken: Wranhild oder Krumbild? — Wir heirathen! — Das Wendenmädchen. — Den weiteren Inhalt der Nummer bilden natürlich Rathschläge und Rezepte aus den verschiedensten Gebieten. Handarbeitsleitigen Damen dürfte namentlich die reich illustrierte Rubrik „Arbeitsstube“ willkommen sein. Beigegeben ist dieser Nummer noch die Kinderzeitung „Für unsere Kleinen“. Der Preis für das einzelne Heft beträgt nur 10 Pf. Probenummern werden von dem Verleger des Blattes gern gratis und franko abgegeben.

Verantwortl. Hr.: Dr. Gebensleben. — Rotationsdruck der „Halle'schen Zeitung“ Halle (S.), Leipzigerstr. 87.